

Monika Buttler · Das Hitler-Ei

Sie waren weder Nazis noch Helden im Widerstand – die Eltern der Journalistin Monika Buttler, die am 6. Mai 1939 in Berlin geboren wurde. Wie kam eine bürgerliche, sozialdemokratisch orientierte Familie durch die Hitler-Zeit? Die Tochter eines Bankangestellten und einer Sekretärin erzählt die Geschichte eines Überlebens, das für viele steht: der Vater eingezogen an die Ostfront, die Mutter mit zwei kleinen Kindern auf der Flucht. In letzten Gesprächen mit der 95-jährigen Mutter sammelt die Autorin Spuren deutscher Vergangenheit und bewahrt sie vor dem Vergessen. Als das Manuskript vollendet ist, stirbt ihre Mutter. Geboren 1939 – wie ist ein Leben geprägt, das unter dem Ungeist der Nazi-Herrschaft begann? Monika Buttler, das unfreiwillige »Hitler-Ei«, verwebt ihre individuelle Geschichte mit den historischen Fakten der Kriegsjahre, fügt – kritisch reflektierend – Erinnerungssplinter zu einem Porträt der damaligen Zeit.

Monika Buttler, 1939 in Berlin geboren, studierte Literaturwissenschaft, Germanistik und Philosophie und arbeitete Jahrzehnte als Wohnredakteurin. Ab 1995 Buchpublikationen: *Atem-Not Alptraum Asthma*, *Die Kaukasus-Kost der Hundertjährigen*. Seit 2001 Kriminalautorin: Geschichten, Kurzroman *Bei Lesung Mord* für die Reihe »Schwarze Hefte« des *Hamburger Abendblatt*. Für Zündstoff sorgte *Herzraub*, ihr erster Kriminalroman, in dem die Autorin Stellung gegen die Organspende bezieht. 2005 erschien der Kriminalroman *Abendfrieden*. Monika Buttler lebt mit ihrem iranischen Mann in Hamburg.

Monika Buttler
Das Hitler-Ei

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

September 2005

Buch&media GmbH, München

© 2005 Monika Buttler

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-134-2

Inhalt

| | | |
|------------|---|-----|
| 1. Kapitel | Zwischen Wahn und Widerstand | 7 |
| 2. Kapitel | Berlin 1939. | 16 |
| 3. Kapitel | Berlin 1940 bis 1942 | 41 |
| 4. Kapitel | Schwedt an der Oder 1943 bis 1944 | 60 |
| 5. Kapitel | Schraplau/Sachsen 1945 | 78 |
| 6. Kapitel | Detmold 1945 | 87 |
| 7. Kapitel | Hamburg – nach dem Krieg | 103 |
| 8. Kapitel | Wirtschaftswunder. | 118 |
| 9. Kapitel | Späte Bilanz. | 132 |

Für meine Eltern

1. Kapitel

Zwischen Wahn und Widerstand

Das Wintergarten-Café ist in den Farben Schilf und Aprikose eingerichtet. Es könnte zu einem Hotel gehören, aber es liegt in einer Seniorenresidenz, im feinen Hamburger Norden. Über dem Café summt einladendes Leben, tagtäglich ist es ein Kreuzungspunkt für betagte Schicksale, die hier ihren dezenten Abschluss finden. Der Aushang im Galeriegang verzeichnet die Totennamen, monatsweise rücken die nächsten nach. Der Herr, der immer zur Bar hinkte und dort seinen Cognac trank, ist plötzlich nicht mehr da. Auch nicht die kleine Dame, die statt ihres Gehwagens immer den meiner Mutter mitnahm. Und auch nicht die Dame, die Tag für Tag dasselbe braune Kleid trug. Niemand spricht von ihnen, niemand vermisst sie, und auch ich werde sie bald vergessen haben.

Jeden Sonntag sitze ich mit meiner Mutter im Café. Seit sechs Jahren, Sonntag für Sonntag. Seit dem Jahr, als die Pflegestation des Hauses für meinen Vater zur Endstation wurde. Meine Mutter ist jetzt 95, Jahrgang 1909, und ich bin 65, Jahrgang 1939. Ich wurde wenige Monate vor dem »Ausbruch« des Zweiten Weltkrieges geboren. »Ausbruch«? War der Krieg eine Naturgewalt gewesen, eine Art Vulkan-Eruption, an der niemand die Schuld trug?

Eine Erinnerung schiebt sich ein: Ich sitze im Atelier des Zeichners Eric Godal, in einer Annonce hatte er »Mädchen von 17–20« als Modelle gesucht. Oder sogar »süße Mädchen«? Ich bin, obwohl eher »herb«, einfach hingegangen, und er hat mich genommen. Dabei bin ich ja zu alt, nämlich schon 21. Aber der Zeichner ist selbst grottenalt, wie alt kann ich mir gar nicht vorstellen. Ich räkelle mich lolitahaft im Sessel, ziehe die Schuhe aus, und mein Fuß

spielt naiv-erotisch mit den Kaminflammen. Wohlgemerkt: Zu der Zeit pflegte man in dem Alter oft noch Jungfrau zu sein ...

Plötzlich beginnt der Mädchenfreund vom Krieg zu sprechen. Redet er sich nur etwas von der Seele? Spricht er mit sich selbst? Nein, er will tatsächlich meine Meinung hören.

»Der Krieg ist ein Naturgesetz«, sage ich. »Krieg wird es immer geben.«

Nie werde ich seinen Schock und sein Entsetzen vergessen. Was er im Einzelnen sagte, weiß ich nicht mehr. Aber ich fühlte seine Erschütterung, die auf mich übersprang. Als Scham, die mich nie wieder los ließ.

Später erfuhr ich, dass Eric Godal Jude war.

Das Bild, das er von mir zeichnete, hängt noch immer in meinem Flur. Ein junges Mädchen in einem Leinenkleid mit U-Boot-Ausschnitt, die Haare bis zum Anschlag hoch toupiert.

Wenn ich mit Djamschid, meinem iranischen Mann, eine kleine Differenz habe, dann sagt er oft: »Du bist eben ein Hitler-Ei.«

Das ist ein Scherz. Aber ich kann darüber nicht lachen, bis heute nicht. »Da lag ich doch noch im Kinderwagen!«, rief ich damals empört.

»Ich kenne dich, sicher hast du alle geschlagen.« Provozieren-des Grinsen.

Darauf habe ich beleidigt geschwiegen.

Beim nächsten Mal fiel mir etwas ein: »Und du bist ein Khomeini-Ei.« Unsinniger und unlogischer ging es nicht, Djamschid lebt seit 1958 in Deutschland und hatte Persien seit 1978, dem Jahr der »Revolution«, nicht mehr gesehen. Aber durfte man mit unserer beladenen Vergangenheit solche Scherze treiben? Dabei hätte ich eigentlich »Schah-Ei« sagen müssen. Denn Djamschid ist Jahrgang 1937. Geboren während der Regentschaft von Schah Reza Pahlavi, aufgewachsen, als auf dem Pfauenthron dessen Sohn Mohammad Reza das Land beherrschte.

Im intuitiven Vergleich der Diktaturen hatte ich mich spontan auf Khomeini bezogen. Welche Barbarei war schlimmer? Unter welchem Regime hatten die Menschen mehr gelitten? Zu Schahzeiten hatte sich mein Mann sechs Monate lang wöchentlich bei der Savak, dem Geheimdienst, melden müssen. Warum? Weil er

in seiner Wohnung in Hamburg einen verarmten Kommunisten beherbergt hatte.

Aber ob Schah- oder Khomeini-Diktatur – meine Retour-Kutschen passen ohnehin nicht. Denn die Gräueltaten der Nazis waren einzigartig. In ihrer planvollen, erbarmungslosen Menschenvernichtung sind sie mit nichts vergleichbar, noch nie hat es in der Weltgeschichte eine solche Qualität des Bösen gegeben. »Industriellen Mord« nannte es der israelische Psychologe Dan Bar-On.

Jeden Sonntag fahre ich mit meinem lavendelblauen Auto in die Seniorenresidenz. Das dauert 35 Minuten. Die Tour selbst ist für mich keine Bürde. Da ich erst mit 54 Jahren mit der Fahrerei begonnen habe, bin ich noch immer von einem beschwingenden, fast erstaunten Stolz erfüllt und fliege leicht und lässig durch den Verkehr. Begleitet von den animierenden Klängen aus meinen Musikkassetten: »Swing tanzen verboten!«, »Teddy Stauffer mit seinen original Teddys«, »Comedian Harmonists« – alle bestellt beim Nostalgie-Versand. Genau jene Musik, die von Goebbels und seiner Reichskulturkammer als »unerwünscht« indiziert war. Entweder, weil sie als »Negermusik« dem »deutschen Empfinden« widersprach, oder weil sie von jüdischen Künstlern komponiert und interpretiert wurde.

In den Zwanziger Jahren, als Cläre, meine Mutter, mit 17 Jahren in die Hauptstadt gekommen war, hatte sie noch in den legendären Tanzpalästen »geschwoft«, im Charleston-Kleid und mit Bubikopf, damals, als sich elegante Paare nach den Klängen der Salonorchester übers Parkett schoben. Damals, im frivolen Berlin. Bis die Lebenslust im »Tanz auf dem Vulkan« kulminierte und das saubere Tausendjährige Reich allen »entarteten« Vergnügen ein Ende machte. 1939, als ich in Berlin die Lebensbühne betrat, blieb manchem das Lachen schon in der Kehle stecken.

Wie immer komme ich kurz nach halb vier im halogenbestrahlten Foyer der Seniorenresidenz an. Hinter den Hydrokulturen steht der Flügel, die junge Frau im Minirock bearbeitet bereits mit routinierter Energie die Tasten. Im Halbkreis um sie herum hängen, eingenickt und mit offenen Mündern, Senioren in ihren Rollstühlen, die Gesünderen haben es sich auf den Korbstühlen

bequem gemacht. Ich eile vorbei, hinauf zum 2600 Euro teuren Zwei-Zimmer-Apartment meiner Mutter. Mit ihrem Gehwagen steht sie schon hinter der Tür.

Der Fahrstuhl öffnet sich, und meine Mutter lässt sich für die zwei Stationen auf dem Sitz nieder. Unten, im Galeriegang, versuche ich, mich ihrem langsamen Tempo anzupassen, aber ich schaffe es nicht ganz, bin immer schon ein wenig voraus.

Schade, unser Lieblingsplatz am pflanzenumrahmten Springquell ist besetzt. Nein, den Zweier-Platz mit dem kassettierten Spiegel möchte ich nicht so gern nehmen, der unwillkürliche Blick in mein 65-Jahre-Gesicht würde mich beim Gespräch irritieren. Aber zum Glück ist der runde Tisch mit der Eckbank frei. Wie nach einer achtstündigen Bergtour lässt sich meine Mutter auf das aprikosenfarbene Polster fallen.

Das Café-Personal ist geschult und von Herzen freundlich. »Stefan«, der Vietnameser, weiß schon, was meine Mutter will.

Sie setzt an: »Johannisbeersaft mit was drin« – sie macht wie immer die Einschenkbewegung.

»Mit Sekt«, lächelt Stefan.

»Ja. Aber ohne Eis.« Meine Mutter droht mit dem Finger.

Kurz darauf steht das Gewünschte auf der Tischplatte aus poliertem Vogelaugen-Ahorn, für mich stellt Stefan ein Kännchen Kaffee hin, dazu ein Schwarzwälder Kirschtörtchen.

Seit meine Mutter verwitwet ist, bin ich ihre Alleinunterhalterin. Ich rede und rede, und manchmal halte ich inne und frage: »Und was gibt's bei dir?«

»Nichts. Hier passiert doch nichts.«

Ich weiß ja, wie meine Mutter den Tag füllt. Mit Fernsehen. Fürs Lesen sind ihre Augen schon zu kaputt. Meine Mutter ist aufatmend froh, dass es das Fernsehen gibt.

»Ich sehe immer diese Gerichtsshows. Die sind sehr interessant. Die musst du dir mal ansehen.« Eine Standardbemerkung, ständig wiederholt.

»Du weißt doch, dass ich nachmittags nie fernsehe.«

»Ja, natürlich. Bei deinen vielen Projekten.«

Ich schreibe während der Woche Kriminalromane, am Sonntag fahre ich zu meiner Mutter.

»Du bist eine angepasste Pflichttochter«, sagt meine Nachbarin, die Journalistin. »Mehr nicht.« Das mag stimmen. Aber mit diesem Rhythmus, nun schon Ritual, können sowohl meine Mutter als auch ich recht zufriedengestellt leben.

»Oh, Sie kommen aber oft«, sagt eine der freundlichen Damen vom Empfang. Im Galeriegang bleibt eine Bewohnerin neben meiner Mutter stehen: »Sie haben es aber gut, Frau Kohlus« – anerkennender Blick zu mir – »Ihre Tochter kommt regelmäßig. Meine Tochter wohnt nur ein paar Straßen weiter, besucht mich aber nie.« Eine Bekannte von mir meint: »Du fährst nur einmal in der Woche hin? Das ist aber wenig.«

In meiner Rolle als Sonntagsbesucherin und Unterhalterin kann mich niemand ablösen. Unser Familien-Quartett ist zerbrochen: 1993 starb 49-jährig meine Schwester, 1998, mit 93 Jahren, mein Vater. Die wenigen Verwandten leben in anderen Städten, die Freunde meiner Eltern sind entweder gestorben oder inzwischen notgedrungen autolos. Die langen Fahrten mit der Taxe wären zu teuer.

»Und der Schwiegersohn? Warum kommt der nicht mal mit?« Die hochbetagte Frau Brandt, mit der meine Mutter am Mittagstisch des schilf-aprikosenfarbenen Restaurants sitzt, fragt es immer wieder. Sie sonnt sich in Verwöhnung, wird ständig von Kindern, Enkeln und Urenkeln herumkutschiert.

»Der hat keine Zeit«, sagt meine Mutter. »Sie wissen doch: Der ist Geschäftsmann. Teppichhandel, das ist nicht so leicht.«

Aber das ist nur die halbe Wahrheit. Djamschid weiß nicht, was er mit meiner Mutter reden soll, seine Art, Deutsch zu sprechen, versteht sie nicht, und die wenigen Male, als er mitgekommen war, ist er auf dem Stuhl herumgerutscht und hat auf die Uhr gesehen. So habe ich ihn von der Schwiegersohn-»Pflicht« entbunden.

Seit 2001, als ich meine Tätigkeit als Redakteurin aufgegeben habe, halte ich meine Sonntagsmonologe. Und meine Mutter hört zu, erfreut, dass das »Leben« zu ihr kommt, dass ihre Woche des Wartens wieder einmal vorbei ist.

Nie würde sie über die Vergangenheit sprechen. Sei es über ihre, sei es über die, die sie mit mir geteilt hat. »Weißt-du-noch«-

Geschichten gibt es bei ihr nicht. Auch über ihren verstorbenen Mann, meinen Vater, oder über ihre verstorbene jüngere Tochter, meine Schwester, spricht sie fast nie. Und für mich liegt das Vergangene genauso fern. So fern, dass mich nicht mal der Gedanke streift, es könne mir einmal wieder begegnen.

Rückblick: 1993 wird eine Wohnredakteurin in den produktivsten Lebensjahren in das Büro ihrer Chefin gerufen: »Wie ich sehe, werden Sie nächsten Monat ja schon 54. Wollen Sie nicht endlich mal gehen? Es gibt doch inzwischen den Vorruhestand. Sie blockieren eine Planstelle.«

Die Redakteurin fühlt, wie ihr ein Schlag den Magen eindrückt. Aber sie presst eine Antwort heraus, kühl, hinweg über das Beben ihrer Stimme: »Nein, das möchte ich nicht. Wie mir bekannt ist, habe ich das Recht, bis 65 ...«

»Recht, Recht«, blafft die fünfzehn Jahre Jüngere. »Warum kleben Sie hier so? Ich für meinen Teil werde spätestens ab fünfzig nur noch Golf spielen.«

Die Redakteurin schleppt sich hinaus. Sie ist 54. Seit mehr als 20 Jahren schreibt sie über Wohnkultur. Aus Passion.

Der Schock betäubt sie, zu Hause fließen die Tränen der Demütigung. Aber sie bleibt. Schreibt ihr erstes Buch. Sie, die Unpatente, lernt Auto fahren und kauft sich einen Wagen. Blitzend neu, elegant, lavendelfarben.

Die nächste Chefredakteurin ist 20 Jahre jünger. »Wie ich sehe, werden Sie nächsten Monat 60. Wollen Sie nicht endlich mal ...«

Die Redakteurin kennt den Text. Sie hat wieder einen Tag der Tränen. Dann spürt sie eine neue, dynamische Lust. Mit 60 Jahren verkündet sie der Redaktion ihre soeben erfolgte Heirat.

Mit 62 ist sie reif für den Abgang. Tief von innen her. Oder bildet sie sich das nur ein? Nein, sie sieht eine andere, lockende Zukunft. Bei der Abschiedsparty in den »Ruhestand« schenken ihr die Kollegen eine Schultüte mit Krückstock darin. Die Schultüte nimmt sie als Symbol. Als Zeichen für den Neubeginn.

Die Redakteurin, das bin ich.

Der Krückstock lagert im Keller. Wie immer fahre ich sonntags zu meiner Mutter. Und mir kommt der Gedanke, wie kurios und aber-

witzig es doch ist, dass zwei Menschen, die in ihrem Lebensalter 30 Jahre auseinander liegen, denselben Status haben: Rentnerinnen.

Wieder rede ich von meinen Krimis. Von diesem Genre, das ich gerade für mich entdeckt habe. »Gerade«? Drei Jahre sind inzwischen vergangen. Eine erfüllte Zeit. Wenn ich nicht geschrieben habe, habe ich gelesen. Zum Beispiel die autobiografischen »Kriegskinder«-Geschichten mehr oder weniger prominenter Journalistinnen und Journalisten, die nun, in ihrem freiberuflichen Alter, zurückblicken.

Über Vergangenes schreiben? Über meine Kindheit in der Nazizeit oder »schon« über meine feministischen 70er? Nein, daran hatte ich noch nicht gedacht. Ich lebe zwischen Projekten, dem eben vollendeten und dem gerade begonnenen, in einer Zeitnische ohne Vergangenheit und Zukunft.

»Du bastelst an einem Stammbaum?«, frage ich meinen Cousin verwundert. »Was hast du davon, wenn du tot bist?«

Er lächelt milde. »Es geht nicht nur um mich.« Ach, ja, und ich weiß nicht einmal mehr den Namen meiner »väterlichen« Großmutter.

Eine Erinnerung: 1999 besuche ich mit einer neuen Freundin, die ich im Literaturhaus kennen gelernt habe, Prag. Als wir durch die Altstadt schlendern, vertraut sie mir an, dass sie an einem Manuskript über ihre Kindheit schreibe. Ich gähne innerlich. »Kindheit? Das wäre nichts für mich.« Ich sage es nicht, denke es aber: Kindheit ist doch per se uninteressant. Gibt es etwas Langweiligeres, als sich mit fremder Leute Kindheit zu beschäftigen?

Arnchild schweigt. Dann: »Kommst du mit nach Theresienstadt? Es sind nur 60 Kilometer von hier.«

Wieder wehre ich ab. »Ich hab doch Prag noch gar nicht ausgehüpft. Das ist mein erster Besuch in Prag.«

Später erfahre ich, dass ihre Großmutter in Theresienstadt ermordet worden ist. Und noch später – nun sind wir schon tiefer befreundet – gibt sie mir nach fragendem Zögern ihr Manuskript. Die Geschichte einer Kindheit. Einer jüdischen Kindheit. Und ich spüre, wie mich das ergreift und bewegt.

Wieder sitze ich im Wintergarten-Café. Ich spreche von meinem Roman, und plötzlich halte ich inne: Ich höre mich selbst, höre mich reden, und mich überflutet das Gefühl, dass dies alles nichtig ist. Verlorene Zeit, etwas Erlebtes nochmals zu erzählen, wenn die Resonanz des Gegenübers nicht zu neuen inspirierenden Gedanken führt. Oder ist das zu egoistisch gedacht? Muss ich immer erzählen, oder könnte ich auch mal was fragen?

Etwas ist geschehen: Die »Kriegskinder«-Biografien haben sich in mir festgehakt. Aber warum wurden vor allem die extremen Lebensläufe veröffentlicht? Der Vater, ein Widerstandskämpfer – der Vater in der SS. Bis hin zu dem leidenschaftlichen Hass-Buch des Niklas Frank über seinen Vater Hans Frank, den »Schlächter von Polen«, der Tausende von Juden ermorden ließ. Wahn und Widerstand: Was liegt dazwischen? Dazwischen liegt meine eigene Geschichte.

Ist »Kindheit« doch interessant? Ja. Ein Kind der Nazi-Zeit zu sein und eine sechsjährige Zeitgenossenschaft mit einem Mann wie Hitler zu haben, ist etwas Besonderes. Und so beschliesse ich, die Geschichte dieses »normalen« Wahnsinns aufzuschreiben. Für mich und für andere.

Meine Mutter ist meine einzige Zeugin. Und nun, da ich mich entschieden habe, packt mich auch schon Panik, die Muskeln sind angespannt, ich kann nicht schlafen ... Ist es vielleicht schon zu spät, werde ich es zeitlich noch schaffen? Natürlich darf ich meine Mutter nicht überfordern, ich weiß, das würde misslingen. Es darf überhaupt nicht nach Projekt oder großer Aktion aussehen.

Am nächsten Sonntag, zwischen zwei Bissen Schwarzwälder, frage ich beiläufig: »Wann ist Vati eigentlich eingezogen worden?«

»Das weiß ich nicht mehr. Das ist alles so lange her.« Erstaunter Blick. »Warum willst du das überhaupt wissen?«

»Ich will etwas über meine Kindheit schreiben. Über die Kriegsjahre.«

»Versteh ich nicht. Man kann doch nur froh sein, wenn man das meiste vergessen hat.«

»Ich find's aber interessant. – Wann ist Vati eigentlich aus dem Krieg zurückgekommen?«

»Das kann ich dir wirklich nicht mehr sagen.«

Ich versuche es mal anders. Über die erste Zeit, nach meiner Geburt in Berlin am 6. Mai 1939, wird sie doch etwas wissen.

»Wann bin ich eigentlich getauft worden?«

»Daran erinnere ich mich nicht mehr.«

»Tante Fränze war meine Taufpatin ...«

»Ja, schon, aber das ist alles so lange her ...«

»In welcher Kirche war es denn?«

»Weiß ich wirklich nicht mehr.«

»Seid ihr denn nicht in die Kirche gegangen?«

»Nein, wir sind nie in die Kirche gegangen.«

»Also, du weißt nichts über meine Taufe ...« Über die Taufe ihres ersten Kindes, ergänze ich in Gedanken.

»Nein!« Jetzt fängt sie doch tatsächlich an zu weinen. Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.

»Das ist doch nicht so schlimm.«

»Doch. Du bohrst und bohrst. Zwingst mich, in meinem Gedächtnis zu kramen, obwohl das Jahrzehnte her ist. Komm du erst mal in mein Alter ... Jetzt steh ich wie eine Versagerin da.« Sie hält die Hand über die Augen. »Ich kann so was nicht mehr, das strengt mich viel zu sehr an ...«

Ich schweige. Dieser Anfang entmutigt mich. Wahrscheinlich weiß ich mehr über damals als sie. Und ich hatte geglaubt, ein 95-jähriges Langzeitgedächtnis habe mehr zu bieten als ein 65-jähriges.

Statt Fülle die große Leere. Auf ihrer Festplatte ist nahezu alles gelöscht. Was bleibt mir denn nun? Mein eigenes Gedächtnis und ein einziges Fotoalbum. Ein unersetzlicher Schatz, ein optisches Dokument, das mit meiner Geburt beginnt.

Ich werde ganz genau hinschauen. »Ein Bild sagt mehr als tausend Worte«, tröste ich mich mit dem geflügelten Pressespruch.

Meine Erinnerungen sind nur Splitter. Ich werde sie zusammenfügen. Kriegssplitter. Ein Wort, das nicht treffender sein könnte. Gedankenfetzen wie Granatensplitter.

Nein, ich werde nicht aufgeben. Fülle kann auch überwältigen, kann zur lähmenden Schreibhemmung führen. Mich wird der Mangel inspirieren.

2. Kapitel

Berlin 1939

Ich wurde am 6. Mai 1939 im Martin-Luther-Krankenhaus in Berlin-Schmargendorf geboren. Jetzt halte ich, die langjährige Wahl-Hamburgerin, einen Berliner Stadtplan in der Hand. Schmargendorf – das liegt im Westen und gehört heute zu Wilmersdorf. Eine gute Gegend. Und ein wenig südlich davon liegt Zehlendorf, neben Dahlem, Wilmersdorf und dem Grunewald die unstreitig beste Adresse. Hier habe ich meine ersten drei Lebensjahre verbracht. Nicht weit vom Wannsee, zu dem meine Eltern zum Baden gingen, und auf dem sie, noch unbeschwert von Kriegs- und Kinderlast, ihre Paddeltouren unternahmen.

Das Krankenhaus existiert noch. 1894 aus dem Diakonie-Wesen hervorgegangen, wurde es 1933 »gleichgeschaltet«. Gleichgeschaltet zur »Reichsfachschaft deutscher Schwestern«. Gibt es die alten Gebäude noch? »Ja, die gibt es noch. Daneben wurde ein Neubau errichtet«, sagt mir der Mann am Telefon. Ich liebe den Berliner Dialekt. Die fetten Stimmen der Frauen, den respektlosen, frechen Ton. Heimatlich ist es nicht, das wäre zu viel gesagt, aber ich mag es.

»Damals haben die Nazis alles unter ihre Kontrolle gebracht«, sagt Elke, wie ich Jahrgang 1939. »Mein Vater war Motorradfahrer, dafür hatten sie auch eine Organisation, in die er hinein musste. Niemand konnte sich heraus halten.«

Ich muss an meinen DDR-Cousin denken, der nicht mal unbelligt seine Briefmarken sammeln konnte.

Und mein Vater? Der ist in den Jahren bis 1937, bevor er heiratete, als »möblierter Herr« in Berlin ständig umgezogen. Er wollte nicht »erfasst« werden, nicht in die NSDAP eintreten müssen, hat er mir erzählt.